



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Künste der Fälscher. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

trennt, wie hier in dem Marmor zwey Löcher dazu gearbeitet sind, sondern enggeschlossen an einander, echt mumienartig. Daß es keine Fälschung ist, was wir hier sehen, beweist auch die Drapirung der Figur. Alle Fälschbilder in größeren und kleineren Dimensionen haben ein unter der Brust zusammen geknüpftes oder in eine Art von Bausch charakteristisch zusammen gelegtes Gewand, was dieser Figur völlig fehlt. —

Leipzig
d. 20 Mai
1811.

C. A. Böttiger.

Für das hohe Ansehen, welches Goethe als Autorität in Kunstfragen genoß, sind die hier mitgetheilten Schriftstücke ein neues und verhältnismäßig frühes Zeugnis. Leider läßt sich die Gültigkeit seines Gutachtens im vorliegenden Falle nicht nachprüfen; die Fregische Statuette ist, wie Herr Professor Woldemar Fregge in Leipzig mir mittheilen ließ, nicht mehr im Besitz der Familie, auch ist über ihren Verbleib nichts bekannt. Vielleicht ist sie in eine öffentliche Sammlung gelangt und gewinnt nun dort durch das Interesse, das Goethe ihr einmal zugewandt hat, eine größere Bedeutung, als sie etwa — vom Standpunkte der heutigen Archäologie aus — um ihrer selbst willen beanspruchen könnte.

Leipzig.

G. Wustmann.



Die Künste der Fälscher.

1.



Im Jahre 1860 erließen S. B. Carrand, früher Direktor der städtischen Archive von Lyon, und dessen Sohn L. Carrand, archéologue, von Paris aus ein Zirkular an Kunstfreunde und Sammler, in welchem sie sich angesichts der überhandnehmenden Fälschung auf allen Gebieten, denen sich der Sammeleifer zuwendet, erboten, Kunstgegenstände auf ihre Echtheit zu prüfen. Ausgenommen sollten hiervon werden Gemälde, Zeichnungen, Kunstdrucke, Münzen und Medaillen, weil für dergleichen eigne Experten bestellt seien; dagegen waren sie bereit, alles übrige, was die Franzosen unter dem Ausdruck objets d'art et d'antiquité begreifen, europäischer Herkunft und aus der Zeit von Justinian bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts, zu übernehmen, innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu untersuchen, zu beschreiben, zu erklären und geeignetenfalls mit einem Zeugnis der Echtheit zu versehen. Dafür begehrtten sie drei Prozent des Wertes des beurteilten Gegenstandes (mindestens aber zehn Franks), und verpflichteten

sich, gegen die doppelte Gebühr denselben für zwei Drittel ihrer Schätzung selbst zu erwerben.

Dieses merkwürdige, von Paul Gudel in seinem unlängst erschienenen Buche *Le Truquage. Les contrefaçons dévoilées* vollständig mitgeteilte Schriftstück scheint keinerlei Erfolg gehabt zu haben. Allerdings hatte damals das Fälscherunwesen noch nicht entfernt seine jezige Höhe erreicht, und das Sammeln war noch nicht so sehr zur Mode geworden — zwei Umstände, welche einigermaßen in dem Verhältnis von Wirkung und Ursache stehen. Doch mag der Hauptgrund des Fehlschlagens jenes Versuches wohl in einer Eigentümlichkeit der meisten Sammler zu suchen sein, nämlich in der Eifersucht, dem Mißtrauen und der Schadenfreude, welche zwischen ihnen zu herrschen pflegt und den Fälschern und deren Helfershelfern vor allem zustatten kommt. Gewiß würden jene viel seltener Opfer eines Betrugens werden, wenn sie nicht in jedem Sachverständigen einen gewissenlosen Rivalen erblickten, vor welchem ein Fund geheimgehalten werden müsse. „Denn, lautet das geheime *Räsonnement*, hält er das Stück für gut, so wird er bemüht sein, es mir wegzufischen, im entgegengesetzten Falle wird er seine wahre Meinung zurückhalten, um mich hineinfallen zu lassen.“ Und will nicht außerdem ein jeder Kenner genug sein? Kostet es nicht große Überwindung einzugestehen, daß man sich nicht sicher fühle und bei einem andern schärferen Blick, größere Erfahrung voraussetze? Aber das verstehen, wie gesagt, gewisse Händler sich trefflich zunutze zu machen, und wenn sie *Memoiren* schreiben wollten, würden sie erzählen können, wie viele Fälschungen sie an den Mann gebracht, welche übertriebenen Preise sie für echte Sachen erzielt haben, indem sie dem Betreffenden vorpiegelten, noch habe keines Sterblichen Auge den soeben erst entdeckten und gehobenen Schatz erblickt, den der Entdecker nur ihm abzutreten entschlossen sei, weil nur er denselben zu würdigen wisse, oder indem sie ein Wort von einem Mitbewerber fallen ließen, der entweder schon ein Gebot gethan habe oder demnächst eintreffen werde u. s. w. Als das Glücksschiff *Strousbergs* gescheitert war, trauerte wohl niemand aufrichtiger als manche Kunsthändler, denn er hatte nicht nur selbst glänzende Preise gezahlt, sondern unschlüssige Liebhaber waren durch die bloße Drohung mit seinem Namen zu raschem Entschlusse zu bringen gewesen. Wie oft thut der nachlässig hingeworfene Name *Rothschild* seine Wirkung! Wenn die kunstliebenden und einen Teil ihres Reichthums in *objets d'art et de curiosité* anlegenden Mitglieder dieser Familie wirklich alles das kauften, worauf sie angeblich ein Auge geworfen haben, ihre Paläste in den Hauptstädten Europas wären längst viel zu klein. Wiewiel könnte erspart werden, wenn zwischen den öffentlichen Sammlungen eine Verständigung zu ermöglichen wäre!

Aber wir irren von unserm eigentlichen Thema ab. Der zitierte französische Autor kommt am Ende seines Buches zu einem Vorschlage, welcher mit dem Gedanken der *Carrand Vater* und Sohn einige Ähnlichkeit hat. Die Experten

sollten eine Gesellschaft bilden, meint er, und niemand in ihre Korporation aufnehmen als Personen, welche sich als völlig geeignet für ihren schwierigen und verantwortlichen Beruf bewährt haben. „Das Gesetz hat die Institution der Commissaires-priseurs geschaffen, welche Bürgschaften leisten. Das Publikum könnte seinerseits ein Syndikat von Experten gründen. Die einen würden die andern ergänzen. Ich habe die Überzeugung, daß es dahin kommen wird.“ Mittlerweile hat er selbst sich entschlossen, alle seine eignen Erfahrungen im Kapitel der Fälschung, und was er dazu von andern Fachmännern hat erkunden können, zum allgemeinen Besten zu veröffentlichen. Und wenn seine Enthüllungen, wie er selbst eingesteht, die Sache noch lange nicht erschöpfen, so ist doch mit denselben ein Grund gelegt und hoffentlich andern Liebhabern und Kennern der Gedanke nahegerückt, seine Arbeit zu ergänzen. Ausrotten wird man die Fälschmünzerei solange nicht, als die Münze selbst in Kurs ist, das versteht sich von selbst. Die Aufgabe kann nur die sein (wie gegenüber der Fabrikation falscher Banknoten), das lichtscheue Gewerbe unabhängig im Auge zu behalten und jede neue Erfindung desselben aufzudecken. Und es ist daher nur zu wünschen, daß der Verfasser, welcher diesen Polizeidienst auf sich genommen hat, darin nicht ermüden möge, trotz der Enttäuschungen, die er bei seinen Bemühungen hat erfahren müssen. Freilich begreift man schwer, daß ein Spezialist wie Eudel, der Chronist des Hotel Drouot, so naiv gewesen ist, die Unterstützung von Personen nachzusuchen, welche irgendeinen Grund haben, seine Enthüllungen zu scheuen. Er bedauert, von einem wahren Künstler im Restauriren und dabei durchaus ehrenhaften Manne, der besser als irgend jemand zerbrochene italienische Fayencen, lädirte Elfenbeinarbeiten, getrüübte Gläser, beschädigte Emailen u. s. w. wiederherzustellen weiß und sogar von der Porzellanmanufaktur zu Sèvres wegen alter Gegenstände zurate gezogen wird, André in Passy, abschläglich beschieden worden zu sein. „André schützte das Geschäftsgeheimnis vor und verschanzte sich hinter Rücksichten auf seine Kundschaft, deren Einwendungen er voraussehen und achten müsse. Kurz, es ist mir nicht möglich gewesen, das Geringste von ihm zu erfahren. Und doch, wenn er hätte sprechen wollen! Welche Enthüllungen! Welche pikanten Thatsachen! Vielleicht kein Tag vergeht, ohne daß ein Liebhaber aus der vornehmen Welt zu ihm kommt, um ihm einen zweifelhaften Gegenstand zu zeigen, und aus dem artistischen Beichtstuhl in der Rue Dufresnoy abzieht, die Ohren hängen lassend wie der Fuchs, den die Henne angeführt hat. . . André weiß alles und noch mehr. Niemand hätte mehr erzählen können als er. Er hat es nicht gewollt.“ Das ist freilich traurig, aber doch sehr begreiflich.

In den fünf und zwanzig Kapiteln des Buches über prähistorische, ägyptische, etruskische, orientalische Antiquitäten, Glas, Medaillen, Goldschmiedarbeiten, alte und moderne Gemälde, Stiche und Zeichnungen, Emailen, Terracotten, Fayencen, Porzellan von Sèvres, Meißen, Chelsea, Capo di Monte, China und Japan,

über Bücher und Einbände, Autographen, Möbel, Bronzen, Tapisserien, Stoffe, Elfenbein, Waffen und Rüstungen, Musikinstrumente, große und kleine Plastik in Stein, Holz, Wachs, über Eisen, Zinn, Blei, Gemmen, Miniaturen des vorigen Jahrhunderts u. a. m. begegnen wir natürlich zahlreichen Bekannten, Fälschungen der jüngsten Tage und solchen, die nie in Vergessenheit geraten werden: den Briefen Alexanders des Großen und der heiligen Magdalene, die sich der französischen Sprache bedient haben, den moabitischen Gefäßen und Handschriften des biedernden Schapira, dem Rothschildischen Millionenaltar, den gefärbten Kap-Diamanten; andre, die einen Platz in der gewählten Gesellschaft verdient hätten, wie die armenischen Palimpseste, sind unbilligerweise übergangen worden, und die köstliche Geschichte von dem „Buche der Wilden“ gehört leider nicht hierher, da der gute Abbé Domenech niemand als sich selbst betrogen hatte. Aber viele Mitteilungen Eubels dürften manchen eifrigen Sammler in Erstaunen versetzen und nachdenklich machen, während ihm zum Troste dienen kann, daß ganz andre Leute erst durch Schaden klug geworden sind. Und wiederum zum Troste der Gilde, welcher Eudel den Krieg erklärt hat, wird es immer Kunstfreunde geben, welche sich durch keine Enthüllungen anfechten lassen. Sie wissen, was sie wissen, und lassen sich durch keine Neider und Rechthaber die Freude an ihrem Dürer und Raphael, ihren Kaisermünzen und Tanagräerinnen verkümmern. Der Besitzer einer seinerzeit berühmten Galerie hatte neben einen großen Teniers eine geradezu schändliche Kopie desselben Bildes gestellt, und pflegte seine Besucher mit Stolz darauf aufmerksam zu machen, daß es ihm gelungen sei, diese in ganz anderer Färbung gehaltene Replik zu erwerben. „Ist es nicht merkwürdig, sagte er, daß der Meister sich selbst so genau kopirt hat — welches halten Sie für das ältere Bild?“ Und dann setzte er hinzu, daß der Dr. Wolfmann, der seine besten Stücke angezweifelt habe, nicht mehr über seine Schwelle dürfe.

Wir wollen einiges aus dem von Eudel dargebotenen reichen Material herausgreifen, ohne sein Buch „auszuschlachten.“

Er beginnt mit den „rätselhaften Inschriften,“ welche schon vor hundert Jahren die Jugend erfreuten und neuestens wieder ein stehender Artikel in den humoristischen Zeitschriften geworden sind, wie z. B.

I. C I E S
 T L E C H E
 M I N D E
 S A N E S

(Ici est le chemin des ânes).

Oder: Similiter causaque fumans cum de suis etc. (Six militaires cosaques fumants comme des suisses etc.). Leider erfahren wir von solchen Epigraphen immer nur, daß durch sie irgendwo irgendein Antiquar aufs Eis geführt worden sei; und auch Eudel, welcher die erstere wiederholt, weiß so wenig etwas näheres

über dieselbe anzugeben, als den Namen jenes Mitgliedes der Académie des Inscriptions zu nennen, welches die Buchstaben M. J. D. D. (Moutarde jaune de Dijon) auf einem Senfstopfe Magno Jovi Deorum Deo gelesen haben soll. Man möchte dergleichen Geschichten daher samt und sonders in die Kategorie der Treppenwitz verweisen, insofern die Erfinder sich den mystifizirten Gelehrten hinzugedacht hätten, lehrte nicht das fatale Abenteuer des Akademikers Michel Chasles, wie weit die Verblendung gehen kann. Die Sache ist erst fünfzehn Jahre alt und dürfte den meisten Lesern noch soweit in Erinnerung sein, daß es nicht notwendig erscheint, sie hier mit der Ausführlichkeit zu besprechen, wie Eudel es auf Grund der Gerichtsverhandlungen und der damals erschienenen Broschüre „Affaire Brain-Lucas“ thut. Aber wie sie entdeckt wurde, das wird, wenn wir nach uns selbst urteilen dürfen, den meisten entfallen sein, und gerade das ist charakteristisch. Der Mathematiker Chasles, ein Verwandter des einst so fruchtbaren Geschichtschreibers Philarète Chasles, glaubte beweisen zu können, daß nicht Newton, sondern Blaise Pascal der Entdecker des Gesetzes der Schwere sei, und legte zum Beweise einen Briefwechsel zwischen beiden aus dem Jahre 1654 vor. Sofort wurde geltend gemacht, daß Newton damals elf Jahre alt gewesen ist und etwa ein Jahrzehnt später seine Studien über den Gegenstand begonnen hat, daß die angebliche Handschrift Pascals mit seiner authentischen nicht übereinstimmte, daß in einem Briefe von Kaffee gesprochen wird, welcher erst nach Pascals Tode nach Frankreich gebracht wurde, und endlich entdeckte ein französischer Gelehrter, Faugère, daß ganze Sätze der Briefe aus gedruckten Büchern abgeschrieben waren. Indessen erschütterte alles dies Chasles' Glauben nicht, mehr noch, Männer wie Thiers und Elie de Beaumont ergriffen seine Partie — aus Chauvinismus; „denn man ist im Institut fogut wie anderswo Chauvin,“ sagt unser Autor. Erst als bekannt wurde, daß die wichtigen Briefe einer umfangreichen Autographensammlung angehörten, in welcher sich auch vollständige eigenhändige Schreiben von Molière, Rabelais, La Bruyère, Montesquieu, Rotrou, Shakespeare (lauter Seltenheiten ersten Ranges), ja sogar von Alcibiades, Alexander dem Großen, Julius Caesar, Vercingetorig, Kleopatra, Maria Magdalena, Lazarus, Judas Ischarioth, Pontius Pilatus, Belisar, Karl dem Großen u. s. w. befanden, alle in französischer Sprache abgefaßt: erst da streckten die Verteidiger des Gelehrten die Waffen, und ihm selbst fielen die Schuppen von den Augen. Alle diese Schätze hatte ein gewisser Brain-Lucas angeblich in dem zurückgelassenen Archive eines Emigranten entdeckt, sie nach und nach an Chasles für beinahe 140 000 Franks abgetreten; als in dem letztern einmal Zweifel aufstiegen, schlug der Fälscher sie durch die kecke Forderung nieder, den ganzen Handel rückgängig zu machen. In dem nun angestrigelten Prozesse suchte der Verteidiger den armen Chasles als den eigentlichen Schuldigen hinzustellen, der weder die innern noch die äußern handgreiflichen Kennzeichen der Fälschung (Sprache, Papier, Wasserzeichen u.) beachtet und

durch seine Leichtgläubigkeit den Angeklagten immer weiter auf die Bahn des Verbrechens gelockt habe. In der That kam Brain-Lucas mit zwei Jahren Gefängnis und 500 Franks Schadenersatz davon, sodaß er schon 1872 wieder einem alten Geistlichen die gewünschten Familienpapiere liefern konnte, was ihm abermals einige Monate eintrug.

Wie schrumpft neben diesem kühnen Großindustriellen die Gestalt jenes vor einigen Jahrzehnten entlarvten Mannes in Sachsen (Gerstenberg hieß er ja wohl) zusammen, der die Handschriften und den Stil berühmter Personen mühsam nachgeahmt und damit kaum sein tägliches Brot verdient hatte! Bei ihm mochte der Reiz, andre zu mystifiziren, mit im Spiel sein wie bei manchem Künstler, der in allen Manieren zu arbeiten vermag. Aber in tausend andern Fällen hat das Publikum kein Recht, sich darüber aufzuhalten, daß dieser und jener sein Talent und sein Können nicht besser zu verwenden wisse, als zum Betrüge. Denn hätte dieser und jener das Bild oder die Kassette oder den Halschmuck als eigne Arbeit angeboten, so würde er keinen Käufer gefunden haben, und in der Regel ist es die bittere Not, welche geschickte Leute zwingt, auf ehrlichen Erwerb und geachteten Namen zu verzichten und sich zu Sklaven dunkler Ehrenmänner zu machen. Ein „Journisseur“ der eleganten Welt in einer großen Stadt erklärte einmal offenerzig: „Wenn ich meinem Publikum sagen wollte, daß ich die Boulemöbel und die Mellen u. s. w. hier in der Vorstadt machen lasse, und nur die Preise forderte, für welche ich die Dinge geben könnte, so würde ich die ganze Kundschaft meinen Konkurrenten zuschicken; und wenn ich nur echte Sachen feilhalten wollte, so würde ich wegen der hohen Preise keine Abnehmer finden. *Mundus vult decipi,*“ schloß er, wenn auch in andrer Version.

Daß jene Sekte der Anthropologen, welche nur der vorsintflutliche Mensch und dessen Werke interessiren, mit besondrer Vorliebe von den Fälschern berücksichtigt wird, ist bekannt und auch leicht erklärlich, weil der Betrug sich gewöhnlich schwerer beweisen läßt, als wenn es sich um Zeugnisse aus Zeiten der Kultur handelt. In letztern Fällen hat sich auch der Geschickteste und Raffinirteste meistens irgendein Versehen zu Schulden kommen lassen, einen Verstoß gegen den Charakter der Sprache, der Schrift, der Tracht, des Kunststils der Zeit, welcher er ein Produkt andichten wollte, die Anwendung einer Farbe oder Technik, welche damals noch nicht bekannt waren u. s. w., und wenn neunundneunzig Augenpaare sich täuschen lassen, so entdeckt das hundertste den Fehler. Aber wer kennt den Zeitgenossen des Höhlenbären so genau, um mit Bestimmtheit zu erklären, was demselben zugetraut werden dürfe und was nicht? Cudel erinnert an eine Menge Mystifikationen, denen zum Teil große Gelehrte anheimgefallen sind. Aber es gehört im Grunde wenig Wiß dazu, Männern etwas aufzubinden, die, wie er von Boucher de Perthes sagt, sich nicht träumen lassen, daß jemand sie täuschen könne, da sie selbst unfähig wären, jemand zu

täuschen. Der genannte Gelehrte nahm Holzstücke von Pfahlbauten mit Frauenbildern, welche geschnitzt worden waren, als das Holz noch weich aus dem Wasser kam, und neu fabrizirte Feuersteinwerkzeuge gläubig hin, und warum sollte er nicht? Kann jemand beschwören, daß seine Messer und Pfeilspitzen aus Feuerstein echt sind, wenn er sie nicht selbst ausgegraben hat, ehe die biedern Anwohner des Pfahlbautenplatzes die Entdeckung gemacht hatten, daß der Stein sich noch heute so leicht spalten und absprenge läßt wie vor Jahrtausenden! Wo Kreide gegraben wird, liegen ja auf Wegen und Stegen dergleichen scharfe Splitter umher, die nur geringer Nachhilfe bedürfen. Und wie man ihnen die verräterische Schärfe der Kanten nimmt und ihnen zugleich das Aussehen des Alters giebt, berichtet unser Tutor. Die Messer werden wie die Sardinen in einen Korb gepackt, mit einem Gemisch von Wasser, Thon und Gelatine übergossen und tüchtig geschüttelt, damit sie sich gegenseitig reiben und gleichzeitig den eigentümlichen Schimmer annehmen, welchen ihnen sonst nur das tausendjährige Liegen in der Erde verleiht. Langsamere und sicherere Prozeduren sind das Sieden in Öl oder abwechselnd der Sonne und dem Regen Aussetzen u. dgl. m. Auch sehen wir, daß Streitfragen innerhalb dieses Spezialzweiges selten wirklich zur Entscheidung gelangen, wenn nicht die Helfershelfer selbst zu Verrätern werden.

Von den vielen guten Anekdoten, welche Gudel in dem Kapitel über Prähistorisches bringt, möge eine erwähnt sein. G. de Mortillet vom Museum zu Saint-Germain hat ihm erzählt, daß ihm einmal Achatperlen als Funde von Kobenhäusen angeboten worden seien und der in die Enge getriebene Verkäufer endlich gestanden habe, es seien Abfälle aus den Achatmühlen im Nahethal (im Schwarzwald, sagt Gudel), die als römisch an das Mainzer Museum, als keltisch an das British Museum, als gallo-römisch in Vannes und Nantes angebracht worden seien.

Über das Fälschen von Gemälden würde sich allein ein dickes Buch schreiben lassen, Gudel begnügt sich mit 53 Druckseiten, von denen die größere Hälfte den modernen gewidmet ist. In der That sehen die Vorgänge einander meistens so ähnlich, daß sie nur durch den mißbrauchten Meisternamen oder den Namen des mißbrauchten Käufers ein individuelles Interesse erhalten, und daß die folgende moralische Erzählung mit kleinen Abänderungen immer wieder paßt.

Du meinst ein Kenner zu sein und machst gern von einer sogenannten guten Gelegenheit Gebrauch. Das weiß man, und damit fängt man dich.

Scheinbar zufällig begegnet dir Herr Samuel und redet dich unter dem ersten besten Vorwand an. Man spricht von diesem und jenem, von Regen und schönem Wetter, vom Kurse und von der Versteigerung bei Fräulein A. B. C. Plötzlich schlägt sich Herr Samuel vor die Stirn.

Gut, daß mir's einfällt! Sie sammeln ja, kaufen Bilder, und zwar gute, denn Ihnen macht man kein A für ein U.

Ich besitze in der That eine kleine Galerie, aber nur alte Meister.

Natürlich, natürlich, in Ihren Verhältnissen und bei Ihrem Geschmack und Ihrer Erfahrung! Aber was ich sagen wollte: ich kann Ihnen einen guten Fang verschaffen. Wir kennen uns schon lange, nicht wahr? Warum soll ich nicht lieber Ihnen als einem andern die Gelegenheit zuwenden!

Ein Gelegenheitskauf?

Und ein ausgezeichnetes, aber es darf keine Zeit verloren werden. Wollen Sie die Stücke sehen?

Bei Ihnen?

Leider nein. Ich möchte wohl die drei Gemälde haben, aber die Zeiten sind schlecht, und wer sein Geschäft ehrlich betreibt, wie ich, sammelt keine Reichtümer. Die drei Bilder gehören einem alten Philister, der nicht weiß, welchen Wert sie haben, aber doch überzeugt ist, daß sie einen gewissen Preis repräsentieren. Bisher hat er allerdings jedes Gebot abgelehnt, aber jetzt ist der kritische Moment gekommen, der arme Teufel braucht baares Geld, und wenn Sie damit versehen sind —

Das bin ich.

Dann vorwärts, morgen könnte es schon zu spät sein.

Du lässest dich bereden, steigst in einen Wagen mit dem ehrenwerten Samuel, der dich in eins der alten Pariser Gäßchen führt, die Hausmann noch übrig gelassen hat. Ihr klettert mühsam fünf Stiegen hinauf und werdet atemlos oben angelangt von einem Greise nach euern Wünschen gefragt. Samuel setzt den Zweck des Besuches auseinander, und der Greis zeigt drei Ölbilder an der mit zeretzter Tapete bedeckten Wand. Er ist früher einmal reich und Kunstfreund gewesen, hat sich auch in der Armut von seinen Lieblingsbildern nicht trennen wollen — Dinge, welche Samuel umso unbefangener zur Sprache bringen kann, da der Besitzer halb taub ist.

Sehen Sie diesen Mieris! Welch ein intimer Vorwurf, welche reizende Behandlung, welche tiefe Empfindung! Und hier ein Pouffin, zuverlässig aus der Zeit, als der Meister unter dem Einfluß der venezianischen Schule stand! Und das dritte, einem solchen Kenner, wie Sie, brauche ich nicht zu sagen, wer hier den Pinsel geführt hat. Sie haben bereits den Namen Rujsdael genannt. Das sind jene erstaunlichen Kontraste zwischen Schatten und Licht, das ist die großartige Ruhe, welche seine vorzüglichsten Werke auszeichnet.

Sie können Recht haben, antwortest du leise, aber ich will mir nicht das Ansehen eines Menschen geben, der auf die Sachen veressen ist.

Ich stimme Ihnen bei. Indessen beeilen Sie sich, Durantin ist hier gewesen, ich sehe seine Karte dort auf dem Tische, und Sie wissen, daß er ein gefährlicher Konkurrent ist.

Ja, der Patron kommt mir oft in die Quere.

Aber diesmal soll er sich schneiden.

Das hoffe ich.

Es werden Gebote gemacht; der Greis weigert sich, beschwert sich, daß seine Lage mit solcher Härte ausgenutzt werde, und willigt endlich mit Thränen in den Augen ein, sich gegen sechs Noten zu tausend Franks von den drei wunderbaren Bildern zu trennen, deren Anblick sein Trost gewesen ist.

Du gehst, immer in Begleitung des wackern Samuel, und bietest ihm in zarter Weise eine Gratifikation an, die er höflich annimmt. Sie ist sein ganzer Gewinn bei dem Handel. Ja, wenn er selbst Geld zur Verfügung gehabt hätte!

Wenige Tage darauf hängen die drei Gemälde an einem ausgezeichneten Plage in deiner Galerie, du ladest einige befreundete Kenner zum Speisen ein und nimmst dir vor, ausführlich den Besuch bei dem Greis im fünften Stock zu schildern. Die Mahlzeit ist zu Ende, die Freunde prüfen gewissenhaft den Poussin, den Mieris und den Ruysdael, welche dem gefährlichen Durantin vor dem Munde weggeschnappt worden sind, und sie lächeln; das ist ein gutes Zeichen. Dann stellen sie die herkömmliche Frage, ob du viel dafür gezahlt habest?

O nein, sehr wenig.

Das ist gut, denn die Bilder sind neue Fabrikate.

Bist du ein Mann von Geist, so antwortest du, daß du das sehr gut gewußt und nur die Kennerchaft deiner Freunde habest auf die Probe stellen wollen. Wenn du aber — sagen wir: heftig, unbedacht bist, so wirfst du deinen Irrtum eingestehen und davon sprechen, Samuel und seinen Spießgesellen, den unglücklichen Greis, zu belangen. Denn es ist ja klar, daß der letztere die Bilder von ersterem in Depot gehabt hat. Unnützer Zorn, unausführbares Vorhaben! Die Bilder sind ohne Garantie der Echtheit verkauft worden, die Richter werden dir Unrecht geben und die beiden Gauner noch die Lacher auf ihrer Seite haben. Das beste ist, die Sache nicht weiter verlauten zu lassen, vielmehr die falschen alten Meister ins Hotel Drouot zu schicken, wo Samuel sie für hundert Franks das Stück zurückkaufen wird, um sie aufzuheben, bis Durantin bei Kasse ist.

Gewöhnlich sagt man, die alten Meister würden sich im Grabe umwenden, wenn sie sehen müßten, wieviel auf ihren Namen gesündigt wird. Aber was sollen diejenigen thun, welche noch bei lebendigem Leibe die Ehre erfahren, daß ihnen Wechselbälge untergeschoben werden? Die Zeitungen haben kürzlich verschiedene Fälle derart, z. B. von Defregger, mitgeteilt. Endel liefert dazu sehr ergößliche Seitenstücke. Dem Tiermaler Charles Jacque zeigt ein Liebhaber ein als Original gekauftes Bild, welches jener für eine Kopie erklären muß, die, im allgemeinen nicht schlecht gemacht, die Namenszeichnung besonders treu nachgeahmt zeigt. Am nächsten Tage erscheint die, natürlich selbst getäuschte, Verkäuferin tief beschämt bei dem Maler, entschlossen das Geld zurückzuzahlen, rückt jedoch endlich mit dem Vorschlage heraus, Jacque möge, gegen gute Bezahlung,

wie sich von selbst versteht, einige Pinselstriche hinzufügen und seinen Namen selbst darauf setzen, dann sei das Bild doch keine Fälschung mehr.

Wir heben diese eine Geschichte heraus, weil sie dank der naiven Unverschämtheit die lustigste unter ihresgleichen ist. Als Seitenstück mag ihr die folgende dienen.

Der berühmte Zeichner Gavarni kommt auf einer Reise zu einer Kunstauktion in einer französischen Provinzstadt und hat nach einiger Zeit das Vergnügen, Karikaturen von seiner Hand, sämtlich signirt, ausbieten zu hören. Er bittet sich die Blätter zur Ansicht aus und erklärt sie sämtlich für Fälschungen. Der Auktionator ermahnt ihn, in seinen Äußerungen vorsichtiger zu sein. Was da versteigert werde, sei der Nachlaß des gewiegtesten Kunstkenners im Orte, eines persönlichen Freundes von Gavarni. Der Zeichner protestirt auch gegen diese Freundschaft, man wird auf beiden Seiten heftig und grob, als er seinen Namen nennt, antwortet ihm schallendes Gelächter, und das Ende ist, daß der Ruhestörer hinausgeworfen wird. Vor der Thür angelangt, soll er geseufzt haben: „Wenn die Zeichnungen wenigstens gut wären!“



Der Pate des Todes.



udolf Baumbachs bisheriger Entwicklungsgang läßt sich leicht überschauen. Seinen Ausgang nahm er von der Alpenpoesie, der Gebirgsromantik, dem Touristentum; er gab den „Enzian“ heraus, schrieb seine Wanderlieder aus den Alpen, schuf seinen „Zlatorog.“ Mit diesen Dichtungen gewann er sich sofort das große und wegen seiner thatkräftigen Schwärmerei auch literarisch höchst wertvolle Publikum der Gebirgsfreunde, welches den Grundstock seiner Verehrer bildete. In dem Liederbändchen „Mein Frühjahr“ findet man, gegen den Schluß hin, parodistische und satirische Gedichte, die sich über die Bergfexerei und die „Alpendichteritis“ lustig machen. Mit diesen Versen, kann man sagen, hat Baumbach von seiner Gebirgslyrik Abschied genommen, indem er sich humoristisch von ihr befreite und über sie hinaus hob. Aber im Grunde ist er sich gleich geblieben, nur das Lokal und das Kostüm hat er gewechselt. Was lag dem modernen Vaganten, der das Wandern bergauf, bergab, von Sennerin zu Sennerin so heiter gepriesen, näher, als der Übergang zur Wanderpoesie und Anakreontik überhaupt? Halb Gelehrter, halb — sit venia verbo — Bummler, im Winter in der Stadt, im Sommer auf den Bergen, erschien sich Baumbach